

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Die Pfarrkirche

urn:nbn:de:bsz:31-62031

machen. Dies Bekenntniß brachte ihm nach den damaligen Gesetzen den Tod. Wenn man auch jetzt nicht mehr an solche Hexenkünste glaubt, so meinen doch die Nachbarn der Lappen sehr häufig, dies schlaue Volk verstehe sich auf geheime Sprüche, welche Menschen und Thieren Schaden bereiten. Eine solche Meinung ist aber jedes Christen unwürdig; sie verträgt sich in keiner Weise mit der Ueberszeugung von der Güte Gottes, der keinem Geschöpf eine solche Macht eingeräumt hat.

Die Kleider beider Geschlechter unterscheiden sich in nichts, als daß der Mann eine Kappe trägt. Die Kinder bleiben bis zum zweiten Jahr nackt, werden in einen hölzernen Kasten gesteckt, und in diesem herumgetragen. Ein Reisender fand einmal in einer Hütte einen großen Hasen am Feuer, und sah mit Schrecken, daß sich etwas Lebendiges darin bewege. Es war ein Kind, und man erklärte ihm, das kleine nackte Wesen sei zu seiner Erwärmung dahingestellt, und finde sich ganz behaglich.

Die Regierung hat den Lappen auch Bethäuser, oder Kirchen errichtet; in denselben wird regelmäßig Gottesdienst gehalten, dem sie fleißig anwohnen.

Die Pfarrkirche.

Unlängst wurde in einer Landgemeinde in Frankreich der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt, welche der Bürgermeister des Orts auf seine Kosten bauen ließ. Zu dieser Feierlichkeit hatten die Bürgermeister und Pfarrer der Nachbargemeinden, und auch der Präsident der franz. Deputirtenkammer, welcher der Abgeordnete des Bezirks ist, sich eingefunden. Letzterer brachte beim Essen folgenden Trinkspruch aus: „Auf das Wohl der Landpfarrer und der Landbürgermeister. Die Herren in den Städten mögen sich vornehmer dünken, sind aber darum nicht wichtiger. Die Eintracht des Pfarrers und des Bürgermeisters erleichtert das Gute; ihre Uneinigkeit bringt dem Gemeinwesen schweren Nachtheil. Religion und Vaterland dürfen nie in Streit kommen.“ — Der Herr Präsident hat wohl gesprochen.

In den Städten giebt es freilich Leute, welche meinen, man könnte es machen ohne

Kirchen und Pfarrer. Dort verleben nicht wenige ihre ganze Zeit in der Werkstatt, oder im Wirthshaus, sind wie vom Sturm gejagt, vergessen die höhere Bestimmung, und treiben mit der Religion oft nur ein eitles Spiel. Aber dem einfachen, biedern Landmann ist das heimatliche Dorf immer lieb, und die Pfarrkirche darin das eigentliche Wahrzeichen seiner Gedanken. Denn dahin trug man ihn zur Taufe; dort beging er seine erste Kommunion; dort ward seine Ehe eingesegnet und in deren Nähe, auf demselben Gottesacker, wo Vater und Mutter liegen, will er auch begraben sein. Kehrt Jemand aus der Fremde heim, so bemerkt er mit Freuden schon aus weiter Ferne den Thurm der Pfarrkirche. — So bewegt sich das Leben der Menschen auf dem Lande um die Pfarrkirche: — da ist Taufstein, Gottes Aker, Christenlehrbank. Jeden Morgen und Abend ertönen die Glocken der Pfarrkirche, und tragen bis in die fernsten Häuser das Andenken Gottes. Wenn der Arbeiter vom Felde kommt, wenn er um sich blickt, so hat er immer den Thurm der Pfarrkirche vor Augen, denn über alle Gebäude ragt der Kirchenturm, wie die Religion über die zeitlichen Interessen. Wenn Gott überall sich kund giebt, so doch mehr auf dem Lande als in den Städten; — dort sammelt Er seine Wolken, läßt den Donner rollen, gießt Regen und Thau über die Flur, deckt sie mit Reif und Schnee, beleuchtet sie mit seinem Sonnenlichte; dort entfaltet Er seine Macht und Herrlichkeit im Pflanzenwuchs, im Rauschen des Waldes, im Tosen der Ströme, im sternbesäten Himmelsgewölbe. Da gewahrt der Mensch die Majestät Gottes, er wird erquickt von ihrem Hauche, durchdrungen von ihren Strahlen, beruhigt, belebt; sein Herz wird hingezogen zu Gott.

Gewöhnlich ist die Kirche das älteste Gebäude im Dorfe; ihr Aufbau verliert sich im Dunkel der Vergangenheit. Wo die Kirche, da ist das Dorf, sie sammelt, gleich einer Mutter, die Kinder um sich; sie ist das Band der Gemeinde. In der Kirche sind alle Alter und Geschlechter; da sind alle gleich demüthig vor Gott, Schwache und Mächtige, Reiche und Arme. Von heiliger Stätte erinnert die Predigt die Größten an die Kleinheit ihres Ursprungs, und die Kleinsten an die Größe ihrer Bestimmung. Mit einem Wort, die

Kirche ist das sprechendste, das augenfälligste Zeichen der Gemeinde. Man fragt: „wo ist das Rathhaus, wo ist die Schule?“ Aber Niemand fragt, wo ist die Kirche? — Man sieht sie.

Hier sei noch eine verwandte Betrachtung angeführt:

Der Sonntag Nachmittag hat eine gar eigene Bedeutung. Er ist ein Meilenzeiger auf unserer Pilgerstraße. — Junge Weine laufen Spiel und Freuden nach, zum Verstand gekommene Weine gehen allerlei nützliche Gänge, alte Weine ruhen gerne auf einem sonnigen Bänklein. Sinnliche Gemüther müssen die Weine tragen zu Lust und Tanz; andere pflegen den faulen Leib; andere tragen ihn umher zu allerlei Erwerb; andere verbringen ihn in ungeheurer Langeweile. Das sind die öden Seelen, die, aller geistigen Speisen entwöhnt, für nichts mehr Gefühl haben, als für das Werktagstreiben, das Geklatsch des Tages, einen guten Schoppen und eine appetitliche Bratwurst. Andere giebt es denn doch auch, die ihn feiern, indem sie dem Wehen des Geistes die Seele öffnen, Gott schauen in seinen Werken, in seinen Worten; ihre vergangenen Tage schauen, und das Walten Gottes in demselben; hinschauen in die kommenden Tage, sich stärken, gottesfürchtig zu bleiben. So halten es die Redlichen, sie ruhen gerne in stillem Sinnen, freuen sich der schönen Stunden, wo sie, ungestört von der Welt, nachdenken können über das Vergangene und Zukünftige, wie Gott schon manchmal geholfen und ferner wohl auch helfen werde!

Von einem alten Volke.

An 600 Jahren vor Christi Zeiten hauste an den Ufern des Schwarzen Meeres, da, wo die Donau hineinfließt, dann gegen Asien und tief in das jetzige Rußland hinein, der wilde Völkerstamm der Scythen (was Vogenschützen bedeutet). Sie sind wahrscheinlich die Stammväter der Türken und Tartaren. Von ihren rohen, grausamen Sitten und Gebräuchen wissen die alten Geschichtsbücher gar Vieles zu berichten; davon wollen wir Einiges mittheilen.

Einstmals sind die Scythen auf Eroberun-

gen ins reiche Land Asien gezogen, und dabei über zwanzig Jahre ausgewesen. Während dieser Zeit wurden ihre zurückgelassenen Weiber ob der Einsamkeit verdrießlich, und da die Männer gar zu lang ferne blieben, so waren die Weiber endlich zu ihren Slaven gegangen. (Ehe das Christenthum die Sitten veredelte, und wahre Bruderliebe in die Herzen pflanzte, galten die Menschen so zu sagen nur als eine Waare. Der Hausvater schaltete nach Belieben mit Frau und Kindern, der Fürst mit den Unterthanen. Die im Krieg bezwungenen Völkerschaften wurden, Mann und Weib, groß und klein, fortgetrieben, und unter die Sieger jeweils als Slaven vertheilt. Diese hatten dann ausschließlich alle Arbeiten zu verrichten.) Als nun die Scythen von dem mächtigen Perserkönige, (demselben, welcher die Stadt Babylon eroberte), in einer Schlacht geschlagen wurden, zogen sie wieder heimwärts. Aber hier erwartete sie feingeringerer Kampf. Von ihren Slaven und ihren Weibern war ihnen ein junges Volk aufgewachsen, und diese stellten sich vereint mit den Alten ihrer Rückkehr entgegen. In öftern Schlachten konnten die Scythen keinen Vortheil gewinnen. Da schlug Einer von ihnen vor, statt mit Waffen mit einer Pferdepeitsche auf die Slaven loszugehen, denn wenn diese die Peitsche erblickten, so werde ihnen die altgewohnte Knechtschaft einfallen, und in diesem Bewußtsein würden sie nicht Stand halten. Diesen Vorschlag brachten die Scythen zur Ausführung; die Slaven wurden richtig beim Anblick der Peitschen auch so stupig, daß sie flohen und an keine Schlacht mehr dachten. Die Scythen waren nun wieder Herrn. Ihrer grausamen Natur nach blendeten sie jetzt ihre Slaven. Das Nationalgetränk war die Pferdemilch, was heute noch bei den Kalmücken und Tartaren vorzugsweise beliebt ist. Hatten die Scythen jene Milch gemolken, wozu sie besondere Mittel anwandten, so wurde sie in hölzerne Büten geschüttet. Dann stellten sie von den blinden Slaven dicht an die Büten herum, und ließen die Milch rühren. Das Obere nahmen sie ab, was als das Beste galt. Wahrscheinlich gaben sie dieser Art Buttermilch noch einen Beisatz, um ein berauschesendes Getränk darzustellen. — Sie waren keine Feldbauer, sondern ein Weidenvolk.